

Nr. 229. Bromberg, den 10. November 1927.

Blitz.

Der Roman eines Wolfshundes.

Von H. G. Evarts.

(16. Fortsetzung.

Als Moran drei Meilen marschiert war, begann er einen großen Bogen zu beschreiben. Häufig beugte er sich nieder, um den Boden genau zu prüfen. Er setzte das so lange fort, bis Blitz darauf aufmerksam wurde. Gehör, Augen und Witterung sagten ihm, daß in seiner unmittelbaren Nähe nichts von Bedeutung sei, deshalb zeigte er auch wenig Interesse für das Benehmen seines Herrn. Nach und nach aber wurde er doch neugierig und hätte gerne gewußt, was Moran eigentlich so angestrengt suchte.

Sie näherten sich einem Hügel, der vorher verabredeten Stelle, wo Moran Vermonts frische Fährte kreuzen sollte. Als sie etwa hundert Yard entfernt waren, witterte Blitz den Geruch und merkte, daß einer der Männer vom Lagerplatz vor kaum einer Stunde hier vorbeigekommen war. Als sie den Hügel erstiegen hatten, zeigte Moran triumphierend auf die deutlichen Fußspuren im sandigen Boden. Kritisch beschnüffelte sie Blitz, sie sagten ihm nichts anderes, als was seine Nase ihm schon fünf Minuten früher gemeldet hatte. Moran stieg den Hügel hinab, unentwegt die Spur verfolgend. Noch immer zeigte Blitz wenig Interesse und es dauerte geraume Zeit, bis er ganz begriff, daß gerade diese belanglose Fährte Morans Aufmerksamkeit erregte. Er sah den Grund nicht ein, warum Moran die Spur eines Freundes verfolgte, den er ja kürzlich gesehen hatte. Doch die Tatsache allein, daß Moran aus was immer für einem Grunde dieser Fährte nachging, bewog den Hund schließlich, helfend einzugreifen. Anfangs unbewußt, dann mit überlegter Absicht.

Die Fährte war für einen Jäger von Morans Geschicklichkeit sehr leicht zu finden, aber er verlor sie absichtlich von einem Mal zum anderen. Sooft er von ihr abirrte und sich wieder auf die Suche machte, leitete ihn Blitz zu ihr zurück. Anfangs tat er dies, ohne daran zu denken, daß er Moran behilflich war, und jedesmal wurde er überschwenglich belobt. Nach einiger Zeit stellte sich bei ihm das Gefühl ein, daß Moran seine Hilfe brauchte. Er war nicht überrascht darüber, daß seinem Herrn die Verfolgung der Fährte Schwierigkeiten bereitete, denn er besaß die Kenntnis einer Tatsache, mit der außer dem Grizzly höchstens noch hie und da ein intelligenterer Hund vertraut ist. Er wußte nämlich, daß der Mensch eine Spur nicht nach dem Geruch, sondern nach Fußabdrücken verfolgt. Zwar wissen alle Tiere, daß die Spuren, die sie hinterlassen, eine ständige Quelle der Gefahr für sie bedeuten und sie nehmen Rücksicht darauf. Wenn sie verfolgt werden, wenden sie alle ihre Schlauheit an, um ihre Spur zu verwischen. Ein genaues Studium erbringt den zwingenden Beweis, daß sie dabei nur mit der Nase und nicht mit dem Auge des Verfolgers rechnen. Beim Grizzly und einigen wenigen wildlebenden Hunden geht aber der Scharfsinn so weit, daß sie im Falle der Verfolgung bewußt nur solches Terrain wählen, auf dem keine Fußspuren zurückbleiben und bloß die Unsichtbarkeit der Fährte anstreben, ohne sich um den Geruch zu kümmern, sobald sie es mit Menschen zu tun haben.

Der Hund zweifelte nicht länger mehr, daß Moran den Mann verfolgte. Nur einen einzigen möglichen Grund hierfür konnte er sich denken. Menschen, die bisher offensichtlich Freunde waren, bekämpfen einander sehr oft im nächsten Augenblick. Moran hatte mit Brent gerungen, Blitz hatte auch so manchen plötzlichen Streit mitangehört zur Zeit, da er in der Bar T. Farm lebte. Wenn auch diese unvermittelt ausbrechenden Zwistigkeiten nicht gleich zu Gewalttätigkeiten geführt hatten, so waren die Stimmen der Leute doch oft heiser vor Zorn gewesen, ganz ebenso wie auch Hunde einander oft anknurren, ohne daß eine Balgerei daraus entsteht. Blitz hatte keineswegs eine genaue Erinnerung an jeden derartigen Vorfall, aber das Endergebnis solcher Szenen hatte ihn gelehrt, daß sogar Freunde sehr oft uneinig werden.

Moran zeigte keinen Zorn und dies setzte Blitz in Erstaunen. Trotzdem verstärkte sich des Hundes Mißtrauen gegenüber diesem Menschen, je länger sie seine Spur verfolgten. Endlich bekam er Witterung seines Körpergeruches und knurrte. Sie fanden Vermont inmitten einer Lichtung und Blitz' Fell sträubte sich. Der Polizeibeamte begrüßte sie mit fröhlichem Zuruf und Moran erwiderte freundlich. Also schien doch keine Feindschaft zwischen den beiden zu bestehen. Aber noch immer waren Blitz' Zweifel nicht völlig geschwunden und er ließ kein Auge von dem Mann, den sie aufgespürt hatten. Erst als Moran sich neben ihm niedersetzte und sich eine Zigarette drehte, ließ des Hundes Spannung nach und seine Gleichgültigkeit gegen Vermont kehrte zurück.

*

Zwanzigstes Kapitel.

Spät am Nachmittag kam Kinney zum Lagerplatz geritten und brachte Morans Lieblingsreitpferd mit, wie es im Briefe verlangt war. Er brachte auch die Neuigkeit, daß er Harmon gesichtet habe, der etwa fünf Meilen östlich von der Hütte kampierte.

Moran fragte sich, mit wieviel Gegnern sie zu rechnen haben würden, wenn Blitz das Versteck der Bande aufspürte. Es war sicherlich eine hübsche Zahl noch dazu tollkühner Gesellen, Männer, die nie daran denken würden, die Waffen zu strecken. Er machte Vermont einen neuen Vorschlag, dem dieser nach einiger Überlegung zustimmte. Harmons glückliche Ankunft vereinfachte die Ausführung seines Planes. Beim Abschied versprach Kinney, am folgenden Tage Harmons Lager aufzusuchen. Er sollte einen Brief sowie mündliche Botschaft von Moran überbringen; der Brief war an den Eigentümer der Bar T Farm gerichtet und ersuchte um die Beistellung aller Burschen, die für die nächsten zwei Wochen entbehrlich wären. Die mündliche Botschaft galt Harmon selbst und bat ihn, den langen Weg zur Farm zu machen, um die verlangten Leute herbeizuführen.

Moran war überzeugt, daß sein Wunsch sofort Erfüllung finden würde, denn die Männer, an die er sich wandte, waren altererprobte Freunde. Harmon mit den Burschen von der Bar T sollte getrennt von Vermonts Gruppe ein Lager aufschlagen und den Augenblick erwarten, da seine Hilfe gebraucht würde.

Kurz nach Kinneys Abschied wurde Blitz unruhig. Es verlangte ihn zu dem Mädchen zurück und nach der Ruhe der Hütte. Moran merkte es und abermals sandte er ihn mit einem Brieflein ab. Er mußte dies tun, sonst hätte Blitz wohl eigenmächtig Abschied genommen. Bei Tagesanbruch erschien er wieder und das Training wurde fortgesetzt. Nicht weniger als ein halbes dutzendmal mußte er Vermonts Aufenthalt aufspüren, oft genug, um ihm die Sache schon herzlich langweilig zu machen. Diese Art des Marschierens an der Leine war ihm außerordentlich lästig.

Der folgende Tag verging in gleicher Weise, nur daß man Blitz auf die Spur verschiedener Leute hetzte. Er wußte nun schon, was Moran von ihm verlangte, und bei jeder neuen Suche wurde seine Leistung besser, bis er an gespannter Leine zielbewußt den Spuren folgte.

Nichts von alledem, was Blitz bisher in Morans Schule erlernt hatte, war ihm so wenig spaßhaft gewesen, wie dieser jetzige Unterricht. Vielleicht wegen der Leine, die ihm die Bewegungsfreiheit nahm. Doch, was auch immer der Grund war, er betrachtete es jedenfalls als dummes und zweckloses Spiel, dieses unaufhörliche Aufsuchen von Menschenspuren, die man dann sofort im Stich ließ, um neuen nachzugehen. Seine eigene Neigung hätte ihn die Menschen eher meiden, als aufsuchen lassen, und nur weil es Morans Wunsch war, blieb er bei seiner Aufgabe, für deren Lösung er stets herzliches Lob erntete. Am Ende des zweiten Tages war er so weit, jede Spur sofort aufzunehmen, auf die ihn Moran hetzte.

Am Morgen des dritten Tages ritten Moran und Vermont vom Lager ab, kurz nachdem Blitz von einem nächtlichen Ausflug zur Hütte zurückgekehrt war. Moran kannte die Gegend so gut wie kaum ein zweiter, und bevor noch die gefährliche Jagd begann, hatte er sich genau zurechtgelegt, welche Punkte für einen Aufenthalt der Bande ernstlich in Betracht zu ziehen waren. Dadurch war die Arbeit von vornherein vereinfacht. Vor allem schlugen sie die Richtung nach der Wapiti-Wasserscheide ein, aber sie hielten sich dort nicht lange auf, denn daß der Shoshone-Abhang stets zur Herbstzeit von zahlreichen Jägern besucht wurde, von denen doch einer oder der andere im Laufe der Zeit das Nest sicher hätte aufstöbern müssen, sprach gegen die Wahrscheinlichkeit, daß die Bande hier ihr Versteck hatte. Die gefährliche Suche bot nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn sie sich auf die unwegsamsten Punkte der Gegend beschränkte. So verbrachten sie auf Morans Vorschlag den ersten Tag damit, die zerklüftete Wasserscheide zwischen Thoroughfare und Yellowstone abzusuchen.

Blitz fand keine Spur von Menschenwitterung und auch die beiden Männer sahen keinerlei Anzeichen, die auf die Nähe der Bande schließen lassen konnten. Sie hatten noch nicht die Hälfte des Rückens hinter sich, als Moran bereits sicher war, daß auch hier nichts zu finden sein werde. Blitz' scharfe Sinne hätten längst eine noch so schwache Spur der Bande wittern müssen. Nichtsdestoweniger setzten sie die begonnene Nachforschung fort, und um ganz sicher zu gehen, lugten sie in jeden Winkel dieser schrecklichen Wildnis; doch alle Mühe war vergebens. Nachts waren sie bereits am Ende der Wasserscheide angelangt, dort, wo sie sich mit der Masse der Hauptgebirgskette vereinigte.

Die nächsten zwei Tage suchten die beiden Männer die Gegend des Yellowstoneflusses ab, auch hier ohne Erfolg. Sie stießen auf viele alte Menschenspuren, einige Fetzen Papier, die Asche von zwei Lagerfeuern, ein Dutzend undeutlicher Fußspuren, die aus der Zeit des beginnenden Frühlings stammten, wo die Erde infolge der Schneeschmelze noch feucht und schwammig ist. Moran und Vermont zweifelten keinen Augenblick, daß diese Zeichen von der gesuchten Bande herrührten. Andere Leute kamen kaum so zeitig im Frühjahr ins Hochland herauf. Durch neun Monate des Jahres konnten sie ungefährdet im ganzen Gebirge herumstreichen, nur solange die Pässe schneefrei waren und von Zeit zu Zeit Packtierzüge passierten, waren sie zur Vorsicht gezwungen und mußten sich auf ihren eigentlichen Schlupfwinkel zurückziehen. Doch sogar zu dieser Zeit durften sie es wagen, in kleinen Gruppen zu zweit oder dritt herumzustrolchen, ohne besondere Gefahr, gesehen, geschweige denn erkannt zu werden.

Nacht für Nacht lief Blitz zur Hütte zurück, und jeden Morgen sandte ihn Betty wieder zu Moran. Die beiden Männer waren schon recht weit von ihrem Ausgangspunkt entfernt, und Blitz hatte jedesmal eine hübsche Strecke zurückzulegen. Doch da die beiden tagsüber nur langsam vorwärts kamen und im Durchschnitt kaum acht Meilen machten, war es für Blitz keine besondere Anstrengung, seine nächtlichen Besuche fortzusetzen.

Am vierten Tage der Jagd ritten sie morgens den Yellowstone abwärts. Sie beabsichtigten, die Wasserscheide zwischen diesem und dem Snakefluß aufzuklären, nahmen die Richtung auf das Atlanticflüßchen, das sich dem Yellowstone zuwendet und ließen ihre Pferde nahe seiner Mündung in einem dichten Gehölz zurück.

Ein ausgetretener Wildpfad führte von hier das Flüßchen aufwärts. Auch da fanden sie zahlreiche Anzeichen von Menschen und mancherlei Beweise dafür, daß dieser Steig viel von Pferden begangen war. Kaum waren sie einige Yard flußaufwärts gekommen, als Moran Blitz' wachsende Unruhe wahrnahm. Der Hund wußte recht gut, was es da oben Neues gab, und Moran studierte sein Benehmen genau. Blitz meldete keineswegs, daß er irgendeine Witterung oder einen Laut aufgenommen habe, aber er zeigte keine rechte Lust, seinem Herrn weiter zu folgen. Daraus schloß Moran, daß etwas an diesen alten Spuren in dem Hunde Unbehagen erweckte.

Moran beobachtete ihn aufmerksam. Kaum eine Viertelmeile von der Mündung des Flüßchens entfernt, blieb er plötzlich stehen, sein Haar sträubte sich, ein Knurren kam aus seiner Kehle. Er witterte die Spur eines Mannes, der ihm bekannt war. Moran drehte sich um und nickte Vermont zu.

„Er hat die Spur eines Menschen", sagte er. „Den Mann selbst riecht er nicht, er wäre sonst viel aufgeregter.'

Die beiden Männer gingen weiter und untersuchten sorgfältig den Boden nach irgendeinem Zeichen. Blitz sah diese Bewegungen und verband sie unmittelbar mit Morans Tätigkeit während der zwei Tage seines Trainings. Die Spuren, die Moran früher verfolgt hatte, hatten Freunden zugehört. Diesen Mann hier erkannte er als Feind. Er kannte ihn von jener Nacht am Lagerfeuer. Der Mann hatte während des nächtlichen Gefechtes wiederholt des Hundes Zähne zu spüren bekommen. Die Witterung der Spur war zwar vom Abend vorher und schon kalt, aber sie war genügend stark, um ihm die Richtung nach dem Lagerplatz der Gesuchten zu weisen.

Blitz zog an der Leine und Moran folgte. Blitz' Schnauze war dicht am Boden und tief sog er den verhaßten Geruch ein. Moran entdeckte einige schwache Fußspuren auf dem hartgetretenen Wildpfad. Sie kamen aus einer Seitenschlucht und führten flußaufwärts dem Hauptpfad zu.

Das Tal war tief eingeschnitten und düster. Die kleinen Nebenflüsse, die dort einmündeten, gingen durch ein finsteres Felsengewirre. Es gab eine Menge solcher Seitenschluchten, von denen jede einzelne ein vorzügliches Versteck für die Bande abgeben konnte. Moran und Vermont wußten, daß der Weg von nun an gefahrvoll war. Jagdgesellschaften, die in der weiteren Umgebung ihres Schlupfwinkels sichtbar wurden, waren von der Bande stets unbelästigt geblieben, schon aus Furcht, daß durch einen Zusammenstoß die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt werden könnte; diese zwei einsamen Jäger jedoch, die dem Versteck allzu nahe gekommen waren, mußten jeden Augenblick darauf gefaßt sein, angeschossen zu werden.

Moran schlug Vermont vor, zurückzubleiben und in einiger Entfernung nachzufolgen. Der Polizeibeamte mußte zugeben, daß es ein unnützes Opfer wäre, gemeinsam bei Blitz zu bleiben. Er hätte selbst mit Freuden die Gefahr auf sich genommen und geführt, aber er wußte, daß der Hund ihm nicht gehorchen würde. Bedauernd schüttelte er den Kopf und ließ Moran vorausgehen. In einer Entfernung von hundert Yard folgte er nach.

Als Blitz sah, daß Moran die Spur weiter verfolgte, wurde er stutzig. Dieser Mensch war des Mädchens, also auch Morans Feind. Falls sein Herr, so dachte er, die Absicht haben sollte, sein kindisches Spiel von früher auch hier fortzusetzen, so mußte dies auf einem Irrtum beruhen. Moran glaubte offenbar, es auch jetzt mit einem Freund zu tun zu haben. Nur widerstrebend unterwarf sich Blitz diesmal dem Willen seines Herrn und blieb auf der Spur.

Bald jedoch sah er, daß Moran diese Spur anders behandelte als die früheren. Er blieb häufig stehen, ohne sich zu regen und lugte durch das Dickicht. Manchmal tastete er nach der Waffe, die er am Gürtel trug. Hie und da sah er auch Vermont, der sich geräuschlos vorwärts bewegte und seine Winchesterbüchse schußbereit im Arm hielt. Nie überquerte dieser eine der kleinen Lichtungen im Walde, bevor nicht Moran auf der anderen Seite unter den Bäumen verschwunden war. Blitz war oft Zeuge gewesen, wie Moran Wild beschlich. Ganz in dieser Art gebärdete sich auch jetzt sein Herr, und endlich erfaßte er den vollen Ernst der Situation. Hier galt es eine Jagd auf Leben und Tod! Zugleich mit dieser Erkenntnis erwachten in Blitz alle wilden Triebe, noch gehemmt durch seine stets wachsende Unruhe.

Immer zahlreicher wurden die Fußspuren, die aus den vielen Seitenschluchten kamen. Des Hundes Sinne waren in lebhafter Tätigkeit, aus allen Richtungen empfingen sie vielsagende Botschaft. Die beiden Männer verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit sein Benehmen. In jeder Lichtung konnten sie feststellen, daß hier regelmäßig Pferde geweidet hatten. Hier mußte der Weg von Brents Packpferden führen, die er bei seinen häufigen Ausflügen in diese Gegend mit Lebensmitteln beladen heraufbrachte.

Plötzlich änderte sich Blitz'' Benehmen bei der Mündung einer Seitenschlucht, aus der ihm der Wind unmittelbar die Witterung der gesuchten Männer zutrug. Der Hund schrak davor zurück, diese gefährliche Stelle bei vollem Tageslichte zu betreten. Aber auch Moran ging nicht weiter. Er hatte sein Ziel erreicht und seine Aufgabe war vorderhand erfüllt. Blitz hatte die Witterung der Bande bekommen. In dieser Seitenschlucht also steckten sie. Es wäre Selbstmord gewesen, jetzt diesen unheimlichen Ort zu betreten. Überdies hätte

weiteres Vordringen die Bande zu früh warnen können. Der Eingang in die Schlucht war schmal und an beiden Seiten von hochragenden Felsklippen flankiert.

Moran und Vermont kehrten um. Blitz war dieses plötzliche Aufgeben der Verfolgung unverständlich, doch er sah ein, daß es jedenfalls so besser war. Es konnte zu nichts Gutem führen, bei Tag in diese düstere Schlucht einzudringen.

Die beiden Männer ritten den Yellowstone abwärts, bis zu seiner Vereinigung mit dem Thoroughfare, und diesen weiter hinauf ihrem Lagerplatz zu. „Morgen werden wir den Eingang der Schlucht besetzen," sagte Vermont, während sie sich dem Lager näherten. „Jetzt müssen wir vor allem unsere Burschen verständigen, daß wir das Nest gefunden haben. Ich will ganz sicher gehen. Wenn die Bar T-Leute kommen, können wir die Gesellschaft von zwei Seiten einschließen."

Das Briefchen, das Blitz diese Nacht zu Betty trug, berichtete alle Neuigkeiten. Als Blitz ankam, war sie nicht in der Hütte. Er folgte ihrer warmen Spur den Abhang hinauf und fand sie mit Kinney auf dem Felsenvorsprung sitzen. Es war bereits dunkel und der Alte mußte ein Streichholz zu Hilfe nehmen, um bei dessen Schein die Botschaft zu lesen. Sie war sehr beunruhigend, und das Mädchen wurde von großer Angst um Morans Leben erfaßt. Eine gegenteilige Wirkung übte das Briefchen auf den Mann neben ihr. Er blickte auf mehr als fünfzig Jahre eines bewegten Lebens voll Abenteuer und Gefahren zurück, und gerade seine wildesten Jugendjahre waren es, deren er am liebsten gedachte. Er ahnte, daß er den bevorstehenden Kämpfen nicht fernbleiben würde.

„In ein, zwei Tagen wird in diesen Bergen die Hölle los sein", prophezeite der Alte und das Mädchen entdeckte einen gierigen Klang in seiner Stimme, der ihr neu war.

In der Ferne, dort, wo Vermonts Lager war, zeigte sich düstere Glut. Eine lodernde Flamme tanzte auf dem Höhenrücken, der vom Lagerplatz in die Berge hinaufführte, für Kinney ein Zeichen, daß Harmon mit den Burschen der Bar T eingetroffen war. Noch ein anderes schwaches Licht erweckte des Alten Aufmerksamkeit. Nahe dem Two Ocean-Paß hob und senkte sich ein Feuerpünktchen. Weither vom Sunlight Cap antwortete ein kurzes Aufblitzen. Kinney klopfte dem Mädchen auf die Schulter.

„Siehst du's, Betty, wie die Feuersignale von Berg zu Berg gehen? Kriegszeiten sind gekommen, Mädchen, Kriegszeiten!"

(Fortsetzung folgt.)

Wie und weshalb ich zum erstenmal „Looping" flog.

Um einen Neger durchzuschaukeln. — Das Weib, das zum Himmel wollte und nicht zurück.

Von **Charles A. Lindbergh.**

Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus entnehmen wir dem Buch des Ozeanfliegers Charles A. Lindbergh noch folgenden interessanten Abschnitt. Lindbergh hatte auf seinem ersten Flug allein im Apparat eine Notlandung vornehmen müssen und erzählt dann weiter:

Am nächsten Morgen telephonierte ich nach der Stadt, daß ein Wagen mit Benzin hinaus auf den Platz kommen sollte. Inzwischen reinigte ich den Motor, spülte den Vergaser durch und ölte die Schwinghebel des Motors.

Während ich arbeitete, gesellte sich ein Einheimischer zu mir und erzählte mir unaufgefordert, daß er im Kriege Flieger gewesen sei. Seitdem habe er jedoch nicht wieder in einem Flugzeug gesessen und er „wäre zu gern wieder einmal ein bissel geflogen". Ich versicherte ihm, daß ich ihn an sich gern mitnehmen würde, das Fliegen sei aber eine sehr kostspielige Angelegenheit, und ich hätte nicht viel Geld für Brennstoff übrig. Wenn er aber bereit sei, 5 Dollar für einen kurzen Flug zu zahlen, würde ich ihm gern die Freude machen. Sofort langte er einen 5-Dollar-Schein heraus, worauf ich den Motor anlaufen ließ, den Mann im Apparat verstaute und durch den Schlamm zur äußersten Ecke des Feldes rollte. Das sollte also mein erster Passagier werden!

Der Boden war weich und der Mann schwer — wir kamen nur mit einem Meter Zwischenraum über den Zaun und mit anderthalb Meter über den nächsten Baum. Wir flogen auf einen dichtbewaldeten Abhang zu, der ebenso stark anstieg, wie ich gerade noch aufsteigen konnte. Infolgedessen fochten meine „Jenny" und der Hügel drei Minuten lang einen erbitterten Kampf um den Abstand von 4—5 Meter aus, in dem schließlich die „Jenny" in ihrer bewährten Form Sieger blieb: wir strichen über den Hügelkamm hinweg und erreichten eine angemessene Höhe. Für solche Mucken sind die „Jennys" berühmt, sind übrigens mit daran schuld, daß der Flugverkehr in der Nachkriegszeit sich nur langsam entwickelte.

Ich sah ein, daß mein Passagier nach diesem schwierigen Aufstieg auf einen ordentlichen Flug Anspruch hatte. Zwanzig Minuten lang verfolgten wir einen Bussard. Nach der Landung ließ sich mein Passagier über den wundervollen Aufstieg aus und erzählte, wie sehr er sich gefreut hätte, so niedrig über den Baumkronen zu fliegen. Immer versicherte er mir von neuem, daß er im Kriege lange geflogen sei, und stürzte davon, um seinen Freunden die Geschichte von seiner ersten Luftreise zu erzählen!

Unterdessen war der Wagen mit dem Brennstoff gekommen, so daß ich das Flugzeug fertigmachen konnte. Ich stieg auf und nahm den Kurs nach Westen. Zunächst hatte ich noch keinen bestimmten Ort für die nächste Landung ins Auge gefaßt, ich wollte mich ganz nach meinen Benzinvorräten richten.

Am Himmel standen hier und da örtliche Gewitter. Ich hätte mich nach meinem Kompaß richten sollen, aber ich hatte versäumt, ihn vor mir anzubringen, in dem Koffer, den ich nicht erreichen konnte, hatte er freilich wenig Zweck! So war ich für die Orientierung auf eine Karte der gesamten Vereinigten Staaten angewiesen, auf der natürlich die einzelnen Länder recht schlecht wegkommen. Zudem sind die Grenzen in den Südstaaten nicht so einfach geführt wie im Norden, wo sie an Längen- und Breitengraden errechnet, genau nach den Himmelsrichtungen verlaufen, sondern hier drehen und winden sie sich in jeder nur denkbaren Richtung, den natürlichen Geländeformationen entsprechend.

Ich ließ Meridian hinter mir und flog „Strich" in der Richtung nach Texas, ohne mich nach Straßen und Eisenbahnen zu richten. Infolgedessen war ich eine Zeitlang mir gar nicht klar, an welchem Punkt der Landkarte ich mich befand, aber bald überflog ich einen Eisenbahnknotenpunkt, der mit der Karte übereinzustimmen schien und mir zur Orientierung verhalf. Späterhin wurde die Gegend öde, und ich fand keine Anhaltspunkte mehr. Die Gewitterneigung hatte inzwischen beträchtlich zugenommen, aber ich sah zunächst keine Möglichkeit, irgendwo zu landen. Nach zweistündigem Flug kam ich zu der Einsicht, auf dem erstbesten Felde niederzugehen, um festzustellen, wo ich mich überhaupt befände, und um Brennstoff einzunehmen. Immerhin dauerte es noch nahezu eine halbe Stunde, bis ich einen Platz fand, der einigermaßen sichere Aussicht auf Landungs- und Startmöglichkeit bot. Ich umkreiste den Platz ein paarmal, und da ich feststellen konnte, daß der Boden hart und ohne Hindernisse war, setzte ich in einer Ecke auf, rollte erst eine Böschung hinab, dann noch über eine kurze ebene Strecke und kam schließlich auf halber Höhe des Abhanges an der anderen Seite des Feldes zum Stehen.

Da ein Gewitter mit riesiger Schnelligkeit heraufzog, steuerte ich den Apparat in höchster Eile nach einer Zaunecke zurück. Plötzlich sah ich unmittelbar vor mir einen Graben, und in diesem Augenblick hörte ich auch schon das Krachen splitternden Holzes — der Propeller hatte sich in die Erde gebohrt. Der Schwanz des Flugzeugs stieg empor, kippte beinahe nach vorn über, fiel dann aber wieder zurück, bis er einen Winkel von etwa 45 Grad mit dem Boden bildete. Mein erster Kopfstand!

Ich kletterte aus dem Sitz und überprüfte die Maschine. Tatsächlich hatte nur der Propeller Schaden erlitten, und obgleich die Tragflächen und das Fahrgestell über und über mit Lehm bedeckt waren, zeigte doch kein anderer Teil des Apparates Spuren der Beschädigung. Ich war zehn Meter zu weit rechts von meiner Landungsspur gerollt und so auf das Ende eines grasbewachsenen Grabens gestoßen. Noch zehn Meter weiter nach rechts, und das Unglück hätte sich nicht ereignet. Die übliche neugierige Menge erschien bald auf der Bildfläche, denn das Krachen des Propellers war auf allen benachbarten Feldern zu hören gewesen, und ein Flugzeug war in dieser Gegend immerhin ein seltener Anblick.

Von den Leuten erfuhr ich, daß ich mich halbwegs zwischen Maben und Mathiston im Staate Mississippi befand, und daß ich zweihundert Meilen nach Norden geflogen war anstatt nach Westen.

Nachdem genügend starke Männer beisammen waren, holten wir den Apparat aus dem Graben heraus, schoben ihn nach einer Fichtengruppe und banden ihn an zwei Baumstämmen fest. Das Gepäck nahm ich heraus und ging mit einem Ladenbesitzer nach Maben, der sein Geschäft im Stich gelassen hatte, als er von der Landung des Flugzeugs hörte.

Dort drahtete ich an Wyche in Americus, daß er mir einen der beiden Propeller schicken möchte, die ich vor mei-

Abreise gekauft hatte, und mietete dann ein Zimmer in einem alten Gasthaus.

Während ich auf den Propeller wartete, hatte ich ein halbes Dutzend Leute überredet, sich für fünf Dollar fliegen zu lassen. Auf diese Weise konnte ich nämlich annähernd die Kosten des Propellers und meine Auslagen bis zu dessen Ankunft decken. Als der Propeller eingetroffen war, montierte ich ihn im strömenden Regen mit Hilfe von ganz Maben und Mathiston. Nach einem kurzen Probeflug gab ich bekannt, daß ich jetzt Passagiere mitnehmen würde, wenn es nicht allzusehr regnete.

Die guten Leute aus Mississippi, die sich so nach dem Fliegen gedrängt hatten, während der Propeller entzwei war, überboten sich jetzt an gegenseitiger Höflichkeit. Jeder wollte nur zu gerne dem andern den Vortritt lassen. Jedenfalls mußte ich meine ganze Menschenkenntnis, viel Diplomatie und Spott aufbieten, bis der erste Wagemutige auf den Sitz kletterte. Ich rollte zunächst nach einer fernen Ecke des Feldes, stieg aus, erklärte meinem Passagier, wie der Gashebel zu halten sei, damit das Flugzeug nicht zu starten beginnt, und drehte den Schwanz herum, um jedes Zentimeter Anlauf auszunutzen.

Der erste Passagier gab seiner Zufriedenheit über den Flug so laut Ausdruck, daß die andern ihre eben noch gezeigte Bescheidenheit ganz vergaßen und miteinander stritten, wer als nächster an die Reihe kommen sollte.

An diesem Nachmittag wollte sich eine Gruppe der weißen Farmer einen Hauptspaß machen. Sie legten die nötigen 50-Zent-Stücke zusammen, um einem Neger einen Freiflug zu bezahlen, vorausgesetzt, daß ich ihn dabei gründlich „durchschaukeln" würde. Der dazu auserkorene Neger war sofort bereit und zunächst ganz vertrauensselig. Lustig kletterte er auf den Sitz, als ich ihn hieß, Platz zu nehmen, und versicherte seiner ganzen Sippschaft, daß er mit seinem rotseidenen Taschentuch während des ganzen Fluges herunterwinken wolle, damit sie alle sähen, daß er keine Angst hätte.

An der Ecke des Flugfeldes angekommen, zeigte ich ihm, genau wie ich das schon bei den andern Passagieren getan hatte, wie er den Gashebel halten müßte, während ich den Schwanz herumhob. Dann kletterte ich wieder auf meinen Sitz, sagte ihm, daß er loslassen sollte, und startete mit Vollgas. Wir waren kaum fünfzig Meter gerollt, als dem Schwarzen plötzlich zum Bewußtsein kam, daß die Maschine sich vorwärts bewegte und daß der Gashebel, den er hatte festhalten sollen, nicht mehr so stand wie vorher. Anscheinend hatt er nur noch Gedanken für diesen Hebel, und mit Aufbietung seiner ganzen Kraft riß er ihn zurück. Wir konnten wenigstens noch am andern Ende des Feldes stoppen, und der einzige Verlust bei der Sache war die Zeit, die wir brauchten, das Flugzeug über das unebene Gelände wieder an den Start zu bringen. Bevor wir nun zum zweiten Male aufstiegen, sagte ich ihm recht deutlich, was er zu tun und zu lassen hätte.

Ich hatte zwar den Leuten versprochen, den Neger gut „durchzuschaukeln", aber in Flugzeugakrobatik hatte ich selber nicht die geringste eigene Erfahrung, sondern hatte nur einmal neben Bahl zwei Loopings und einen „Korkzieher" mitgemacht. Sehr ausführlich hatte Reese mir die Kunst des Loopings erläutert, aber er hatte nicht daran gedacht, daß mir keine Hisso-Maschine zur Verfügung stand, wie ihm, deren Motor doppelt so stark war wie der meiner „Jenny". Er meinte, es sei gar nicht nötig, vor dem Looping scharf herunterzugehen, sondern man brauche nur mit Vollgas geradeaus zu fliegen und dann das Looping aus der wagrechten Fluglage zu beginnen.

Nun sollte die Sache losgehen. Ich schraubte mich tausend Meter hoch, um meinem einmal gegebenen Versprechen wenigstens mit ein paar harmloseren Kunststücken nachzukommen. Mein Passagier stand schon beinahe Kopf, kaum als wir von der ebenen Fluglage abwichen, aber er schwenkte noch immer kräftig mit einer Hand das rote Taschentuch, während er sich mit der andern krampfhaft an allem festhielt, was einigermaßen dazu geeignet schien, obgleich er das gar nicht nötig hatte, da ihn der Anschnallgurt sicher am Sitz hielt.

Endlich rief ich mir Reeses Anweisungen noch einmal genau ins Gedächtnis zurück und flog mit Vollgas geradeaus. In ein paar Sekunden hatte ich die Höchstgeschwindigkeit erreicht, zog den „Knüppel" langsam an und begann das Looping. Nach einer Vierteldrehung stand der Apparat bereits fast senkrecht, mein Curtiß-Motor tat sein Bestes, und als wir senkrecht gen Himmel standen, waren wir auf dem toten Punkt — einen Augenblick hingen wir bewegungslos im Raum. Ich trat augenblicklich das rechte Seitensteuer ganz aus, um das Flugzeug in die Kurve zu legen, aber es war zu spät, auf den Steuern war kein Druck mehr.

Unterdessen glaubte der Neger, daß die Kunststücke glücklich vorüber wären, und steckte seinen Kopf seitwärts heraus, um sich Mutter Erde anzusehen. In diesem Augenblick kippten wir. Mit riesiger Geschwindigkeit ging es der Erde zu, das Flugzeug glitt rückwärts über den Schwanz ab, kippte dann nach vorn über und sanft senkrecht nach unten. Ich hatte zwar den Apparat wieder voll in der Gewalt, aber das rote Taschentuch winkte nicht mehr über Bord. Daraufhin versuchte ich ein zweites Looping auf dieselbe Art, aber gerade bevor ich den toten Punkt wieder erreichte, legte sich das Flugzeug auf eine Seite. Es war wieder nichts. Nach diesem zweiten Fehlschlag sah ich ein, daß meine Methode des Loopings nicht ganz richtig sein müsse, und gab für diesen Nachmittag jeden weiteren Versuch auf. Aber das rotseidene Taschentuch erschien erst wieder über Bord, als wir fast den Erdboden berührten.

Zwei Wochen lang blieb ich in Maben und flog über sechzig Passagiere, was mir im ganzen etwa 300 Dollar einbrachte. Die Leute strömten aus der ganzen Umgebung zusammen; manche kamen an die fünfundzwanzig Kilometer im Ochsenkarren gefahren, nur um das Flugzeug in der Luft zu sehen.

Einmal kam ein altes Negerweib zu mir und fragte: „Herr, für wieviel nimmst du mich zum Himmel mit und läßt mich dort?"

Komponisten-Anekdoten.

Verdis Reiseabenteuer.

Giuseppe Verdi erlebte einmal auf der Station Raccolta ein witziges Reiseerlebnis. Der Schnellzug nach Rom, mit dem der Maestro reiste, mußte hier etwa zwanzig Minuten verweilen, um den Venedig-Expreß durchzulassen. Kaum hielt der Zug in Raccolta, eilte der Schaffner ganz außer sich vor Aufregung zum Bahnhofsvorsteher und erzählte ihm brühwarm, daß der Komponist der „Traviata" in einem Wagen erster Klasse sitze.

Der Stationsvorstand, ein glühender Verehrer Verdis, wollte die glänzende Gelegenheit nicht ungenützt lassen, um mit dem Komponisten einige Worte zu wechseln und von ihm womöglich ein Autogramm zu erhaschen. Verdi war aber nicht gerade als Menschenfreund bekannt, und so mußte der Mann auf Umwegen zu seinem Ziele gelangen. Was er dann auch auf folgende Weise tat.

Er öffnete die Wagentüre und bat um den Fahrschein. Verdi übergab diesen, der Vorsteher „revidierte" die Karte und begann nun ein dienstliches Gespräch.

„Ich sehe, daß der Wagen etwas unsauber ist. Stört Sie das nicht?"

„Doch, ich fand aber im ganzen Zuge keinen reineren."

„Dennoch hätten Sie die Füße nicht auf die Bank legen dürfen. Das ist übrigens eine Frage der Intelligenz . . ."

„Sakrament noch einmal, halten Sie mich vielleicht nicht für intelligent genug?"

„Nein!"

„Da hört sich aber doch alles auf! Geben Sie mir sofort das Beschwerdebuch, ich werde Ihnen schon zeigen, wer ich bin!"

Der Vorsteher entfernte sich und kehrte bald mit seinem Autogrammalbum zurück, in das Verdi, in seiner Empörung nicht auf die ungewohnte Form des Albums achtend, seine faustdicke Beschwerde eintrug.

Strahlend vor Glück klärte jetzt der schlaue Stationsvorstand Verdi über seinen gelungenen Trick auf und bat ihn um Vergebung.

Dem Maestro blieb nichts weiter übrig, als selbst über seine Überrumpelung zu lachen, um so mehr, als sein glühender Verehrer in der Zwischenzeit eine andere Wagenabteilung für ihn reservieren, säubern und mit Blumen festlich schmücken ließ . . .

Mozart und die spätere Marie-Antoinette.

Mozart fiel schon als Kind durch seine ungewöhnliche musikalische Begabung auf. Das „Wunderkind" war ein gern gesehener Gast am Hofe der Kaiserin Maria Theresia und pflegte in den weiten Räumen des Wiener Schlosses nach Herzenslust umherzutollen. Eines Tages — er war damals sieben Jahre alt — glitt er auf dem glatten Boden eines Saales aus, verletzte sich nicht schwer, aber schmerzhaft, und begann nach Kinderart bitterlich zu weinen. Seine Spielgefährtin, eine kleine Prinzessin, kaum älter als er selbst, suchte ihn zu trösten, indem sie ihn herzlich küßte. „Du bist so lieb", dankte ihr der kleine Mozart ihre Freundlichkeit, „wenn ich groß bin, heirate ich dich." —Aus dieser Heirat ist allerdings nie etwas geworden; die kleine Prinzessin war die spätere unglückliche . . . Marie-Antoinette.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.